

Die Felle Welt

Nr. 34

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1905

Onkel Franz.

Roman von J. Blicher-Clausen.

(Fortsetzung.)

„Du mußt wissen,“ sagte Raja, „daß es mir in dem Augenblick, wo die Operation gemacht wurde, war, als hörte ich eine Stimme fragen: Wenn eins von beiden sterben müßte, welches würdest Du wählen? Ihn oder das Kind — welches würdest Du wählen? Und da wählte ich das Kind. Aber das Entsetzliche ist, daß ich glaube, ich würde jedesmal das Kind wählen, so oft ich vor die Wahl gestellt würde.“

Onkel Franz flüchtete sich auf einmal merklich armer. Es war ihm, als verrockneten ihm seine Lippen, und es wurde ihm schwer, die Worte herauszubringen.

„Warum sagtest Du mir das?“ sagte er. „Ich hätte es lieber nicht gewußt.“

Da begannen die Tränen langsam unter ihren gesenkten Augenlidern hervorzudringen.

„Franz,“ sagte sie, „Du darfst meine Liebe nicht nach dieser Nacht beurteilen — ach, das darfst Du nicht!“

Er schüttelte den Kopf. „Sie ist für Dich nie das Erste gewesen,“ sagte er, „deshalb ist sie nicht vollkommen. Mir bist Du niemals das Zweite oder das Dritte gewesen, oder bloß das Nächste — Du warst mir immer Alles. Und ich begnüge mich auch nicht mit weniger.“

Sie faltete flehend die Hände auf seiner Brust.

„Ach, sag' das nicht!“ bat sie. „Du weißt nicht, was es ist, eine Mutter zu sein. Kein Mann versteht, was das heißen will. Gewähre doch meinem Herzen dies ganz kleine Zugeständnis.“

„Ich kann nicht,“ sagte er plötzlich bitter, „Du weißt, ich lasse mir nie etwas abhandeln, und am wenigsten in der Liebe.“

Da ließ sie ihre Hände sinken und wandte sich ab. Es war, als habe sie ihm, ohne es zu wollen, einen großen Schmerz bereitet und könne ihn nun nie wieder froh machen. Es war ihr, als habe sie seine Treue mit Untreue vergolten und als könne ihre Liebe an Stärke nie die seinige erreichen.

So vieles hätte sie ihm gerne gesagt, aber sie konnte nicht. Sie folgte ihm nur traurig mit den Augen, als er ging. Und den ganzen Tag saß sie an Helles Bettchen mit dem qualvollen Gefühl, daß sie etwas in ihm getötet habe, und daß er ihr nie wieder so unbedingt vertrauen würde, wie bisher.

Um vier Uhr nachmittags kam er wieder. Mit einer großen Schachtel Bleisoldaten in der Hand ging er geradewegs auf Helle zu und begann sogleich die Soldaten auf der Bettdecke vor ihm aufzustellen. Der Junge strahlte vor Freude und wurde nicht müde, dem Onkel die Hand zu streicheln.

Da brach Raja in Tränen aus, und in demselben Augenblick stand Onkel Franz neben ihr.

„Mein Lieb!“ flüsterte er mit seinem weichsten Ton. „Sei nicht böse, ich war heute morgen zu hart gegen Dich.“

ruhte ringsum in den Ecken, aber als Helle erschien, kam Leben in das Ganze: Der Hampelmann mußte hervor und seine Kunststücke machen; die Peltche mußte knallen, der Brummkessel mußte surren und die Spielboxe aufgezogen werden.

„Helle wieder kommt!“ sagte der kleine Schelm, und sah sich strahlend um.

„Ja, Helle wieder kommt!“ wiederholten zwei frohe Menschen neben ihm, und es war ihnen, als sei es ein ganzes kleines Königreich, das auf dem Boden lag und sich von der Sonne anseheinen ließ.

„Wir haben alle miteinander Geheim gehabt,“ sagten sie. „Die Blumen am Fenster haben die Köpfe hängen lassen und gedacht: Warum kommt denn Helle nicht wie sonst und lädt uns zu? Und das graue Miesekätzchen hat jeden Tag gefragt: Wo bleibt denn Helle?“

„Miese weint um Helle,“ sagte der Junge, „Helle sieht Miese.“

Und Miese kam herein und spann und maute und rieb sich lieblos an Onkel Franz' Bein. Und Helle sah der Mutter zu, wie sie die Blumen begoß, und horchte auf, wenn die große Uhr schlug, und schließlich mußte die Mutter ihn auf den Schoß nehmen und ihm singen:

Holte, holte, Meiterlein,
Wanka heißt das Mieslein mein!
Et, du kleiner Meitermann,
Hast ja keine Sporen an! . . .

Sie sang so laut, und die beiden waren so mit dem Singen beschäftigt, daß sie die Pluritur nicht gehen hörten, und auch nicht daran dachten, daß jemand Fremdes in der Nähe sein könnte,

bis Peter Dam plötzlich vor ihnen stand.

Er flüchtete unwillkürlich, daß seine Gegenwart gleichsam einen Schatten auf die drei frohen Menschen im Zimmer warf, aber er tat, als merke er es nicht, und wandte sich sogleich an Raja.

„Du hast wohl nichts dagegen, daß ich nach dem Jungen sehe?“

„Durchaus nicht; ist es nicht herrlich, daß er nun wieder auf ist?“

Sie sprach in einem lebhaften, gezwungenen Ton. Peter Dam streckte die Arme nach Helle aus — es war ihm, als müsse er es tun — aber Helle ergriff nur mit beiden Händchen Onkel Franz' Rockärmel, steckte sein Köpfchen hinein und sagte: „Water is bei Helle.“



Die Albrechtsburg. Nach einer Zeichnung von Alb. Richter.

Aber sie schlug ihre Arme um seinen Hals und schmiegte sich innig an ihn.

„Nein,“ sagte sie, „Du hattest recht; nun verstehe ich alles. Du mußt eine ganze Liebe haben, Du, der Du selbst ein ganzer Mensch bist. Wie könntest Du Dich mit weniger begnügen? Ja, meine arme Liebe ist in vieler Hinsicht nur halb gewesen, aber ich verspreche Dir — sie soll ganz werden.“

15.

Helle durfte zum ersten Male das Bett verlassen. Onkel Franz trug ihn ins Wohnzimmer und setzte ihn auf ein weiches Fell auf den Boden. Die Sonne beleuchtete seine mageren Händchen, und es war ganz festlich im Zimmer; das Spielzeug

Da vergaß Peter Dam auf einmal alles, was er sich selbst gelobt hatte, nämlich, daß er klug und vorsichtig handeln wolle; seine Stimme zitterte, als er sich an Onkel Franz wendete.

„Ich verleihe Ihnen, einen Namen zu gebrauchen, der Ihnen nicht zukommt!“ fuhr er auf.

Onkel Franz rührte sich nicht; er maß Peter Dam nur mit einem Blick.

„Hören Sie wohl,“ fuhr dieser heftig fort. „Ich verleihe dem Kinde, Sie so zu nennen!“

Da legte sich Kaja dazwischen.

„Helle hat selbst damit angefangen,“ sagte sie, „niemand hat es ihm vorgeschlagen. Aber das sage ich Dir, wenn er es nicht selbst getan hätte, so hätte ich es ihm gelehrt.“

Peter Dam erblaßte vor Zorn.

„Du,“ sagte er, „welches Recht hast Du denn, über einen Namen zu verfügen, der nur mir zukommt?“

„Das Recht, das Du selbst verspielt hast,“ antwortete sie ruhig. „Und ich bin stolz darauf, daß mein Kind diesen Mann Vater nennen darf,“ flügte sie leise hinzu.

„Vater lieb,“ nickte Helle und tätschelte Onkel Franz' Arm mit seinen weißen Händchen. Aber auf Peter Dam wirkte in diesem Augenblick jede Liebkosung, die der Junge an Onkel Franz verschwendete, wie ein Schlag ins Gesicht, und er wollte nicht nachgeben.

„Du täuschst Dich gewiß über die wirkliche Lage,“ sagte er zu Kaja, mit einem Versuch, überlegen auszuweisen. „Ich habe Dir zwar das Kind überlassen, aber mich durchaus nicht des Rechtes begeben, von ihm Vater genannt zu werden. Und dieses Recht gebe ich nicht auf.“

Mit blinkenden Augen sah ihn Kaja an: „Dann mußt Du mehr dafür bezahlen können, als er bezahlt hat,“ sagte sie. „Was wolltest Du denn dafür bezahlen? Welleicht eine kleine Summe von Deiner festen, jährlichen Einnahme? Aber er, Du! Er hat mit einem Kampf, der Tage und Nächte hindurch währte, bezahlt, mit unendlicher Fürsorge und unendlicher Liebe, und mit jahrelangen, schweren Opfern!“

Sie hatte sich erhoben und stand nun vor ihm, den Jungen an sich gedrückt.

Onkel Franz verwendete kein Auge von ihr. Er dachte in diesem Moment weder an Peter Dam, der sie herausfordernd ansah, noch an Helle, der immer noch seinen Arm festhielt; er dachte nur an Kaja. Noch nie hatte er die Glut ihrer Liebe und die Stärke ihrer Treue so gefühlt, wie in diesem Augenblick; und er trank aus dem Becher des Glückes mit tiefen, vollen Zügen. Es war, als sei er sich gar nicht bewußt, was sonst um ihn her vorging.

Er erwachte erst, als Peter Dam ziemlich unsanft Helle an sich riß und ihn plötzlich mit leidenschaftlichen Küssen bedeckte.

Der Junge wehrte sich aus Leibeskräften und rief einmal übers andere: „Helle will nicht! Will nicht!“

„Das nächste Mal werde ich Dich schon lehren zu wollen,“ sagte Peter Dam, indem er den Jungen hart auf den Boden setzte, seinen Hut ergriff und ohne Gruß davonging.

Onkel Franz meinte, Kaja sehe ihm merkwürdig ernst nach, aber nun mußte er Helle trösten, der auf dem Boden saß und ein wahres Sammergeheul aufschlug. Von diesem Tage an kam Peter Dam öfter.

Aber er kam nie am Sonntag oder am Nachmittag, sondern nur, wenn er wußte, daß Onkel Franz in der Schule und Kaja allein mit dem Jungen war. Er lachte, wenn dann der kleine Knirps die Hände auf den Rücken legte und mit großer Bestimmtheit erklärte: „Helle kann Dich nicht leiden.“ Dann brach er in lautes Lachen aus und gab nicht nach, bis er sich mit Hilfe von Bestechungen, in Form von Bonbons und Schokolade, einen Kuß erworben hatte. Gegen Kaja war er entweder stürmisch zärtlich oder einschmeichelnd liebenswürdig, und sein Betragen erhielt sie in ewiger Unruhe. Sein beständig wiederholtes Verlangen, von dem

Jungen Vater genannt zu werden, versetzte ihre Nerven in unaufhörliche Spannung, und sie begann sich vor der Zeit zu fürchten, wo der Junge das traurige Verhältnis zwischen den Eltern verstehen würde.

„Seit mehr als zwei Jahren hast Du ihn vollständig entbehren können,“ sagte sie, „warum drängst Du Dich nun plötzlich auf? Was willst Du eigentlich mit Deinen Besuchen hier?“

„Was ich will? Ich will euch wieder haben,“ sagte er herausfordernd.

„Bist Du verkränkt?“ sagte sie, ihn entsetzt anstarrend.

„Ja, ich glaube, ich werde es, wenn ich Dich nicht wieder bekomme.“

Ihre Stimme wurde plötzlich kalt wie Eis, als sie sagte: „Wenn Du auf diese Weise kommst, dann verschleße ich die Thür vor Dir.“

„Du kannst mir den Zugang zu meinem Kinde nicht verwehren.“

„Ach, Du kümmerst Dich ja gar nicht um das Kind, Du kommst nur, um hier Böses anzurichten; wir hatten es so schön, ehe Du kamst, lach und froh. Aber nun . . .“

Er lachte, als sie stockte.

„Nun ist eine Schlange ins Paradies gekommen,“ schloß sie. Von nun an ließ ihn Kaja mit dem Jungen allein im Wohnzimmer und schloß sich selbst nebenan ein . . .

Helles Krankheit hatte einen günstigen Einfluß auf Kaja gehabt. Ihre Energie war gestärkt, ihre Ausdauer geübt worden, und diese Zeit hatte auf eine wohlthätige Weise ihre Gedanken von ihr selbst abgelenkt. Nun wurde sie aufs neue bei Tag von der Unruhe und des Nachts von Schlaflosigkeit geplagt.

Onkel Franz ward auf ihr verändertes Aussehen aufmerksam und fragte sogleich, was ihr fehle; sie aber wich ihm mit einem Scherz aus. Allein eines Tages, als er auf dem Flur stand und seinen Ueberzieher aufhängte, kam Helle zu ihm herangelaufen; er war offenbar von etwas sehr erregt und schüttelte den kleinen Lockenkopf, indem er sagte:

„Böser Mann bei Helle wesen, böser Mann . . . Mutter weint! . . .“

Und da war es vorbei mit Onkel Franz' Geduld. Geradezu ging er zu Peter Dam.

„Wenn Sie sich noch einmal unterstehen,“ sagte er, „dann werfe ich Sie die Treppe hinunter. Vergessen Sie das nicht. Ich frage nichts danach, ob die Treppe hoch oder niedrig ist. Sie fliegen einfach Hals über Kopf hinunter.“

Von diesem Tage an wurde Peter Dam wieder unsichtbar, und ein paar Wochen später stand in der Zeitung, daß er Hochzeit gehabt habe.

Kaja empfand es als eine augenblickliche Befreiung, konnte sich aber doch nicht so recht freuen wie vorher. Es war ihr nur immer, als würde sie Onkel Franz verlieren, und sie schwebte in beständiger Todesangst um ihn.

„Das Glück, das wir nun bald erreichen werden, kommt mir fast zu groß vor,“ sagte sie. „Es ist mir, als dürfe ich nicht recht daran glauben.“

Onkel Franz betrachtete besorgt die dunklen Ringe um ihre Augen und wußte nicht, was er antworten sollte. Aber eines Tages, im Anfang Mai, trat er mit einem großen Brief in der Hand bei ihr ein.

„Ich habe nach Modum geschrieben und ein Zimmer für Dich bestellt,“ sagte er; „nun mußt Du lieb und gehorsam sein und im Sommer in die Berge gehen. Helle und ich werden während Deiner Abwesenheit gut für einander sorgen, und dann kehrt Du mit frischen, roten Wangen in mein und Dein Heim zurück. Wieviel werden wir zu tun haben, um alles zu ordnen!“

Kaja widersprach ihm nicht, aber sie fürchtete, daß es ihr bei dem Gedanken an den Abschied war, als fäße eine kalte Hand nach ihrem Herzen. Und als es Abend ward und sie allein blieb, flüchte sie die Arme auf das Fensterbrett, begrub das Gesicht in den Händen und weinte, als ob ihr das Herz brechen müßte.

„Ich gehe nicht von ihm weg,“ sagte sie sich selbst, „ich tue es nicht. Das hiesse so viel als von unserem Glück ebensoviele Tage und Wochen rauben. So reich sind wir nicht an Glück, wie wir er noch ich.“

Aber in der folgenden Nacht wurde sie von einem Traum gequält, der sie in der letzten Zeit schon öfter verfolgt hatte. Ihr träumte, sie steh wieder vor der Wahl: Der Junge oder Onkel Franz — und sie wählte den Jungen. Sie erwachte mit nassen, angstvollen Augen und schlügte, wie ihr die Angst den kalten Schweiß auf die Stirn trieb.

„Er hat doch recht,“ dachte sie, „es ist durchaus nötig, daß ich reise.“

Aber als sie drei Wochen später auf dem Dampfschiffe war und nach dem Ufer zurückschaute, wo Onkel Franz mit Helle an der Hand stand und wo die Landungsbrücke eben zurückgezogen werden sollte, hatte sie ihre ganze Selbstbeherrschung nötig, um nicht im letzten Augenblick aus Laub zurückzuspringen. Onkel Franz hatte all seinen Humor anwenden müssen, um seinen und auch ihren Mut aufrecht zu erhalten. Aber es war ihm nicht ganz gelungen. Bei der letzten Umarmung hatte er sie fast nicht mehr loslassen können, und nun glitt das Schiff langsam aus dem Hafen. Mit nassen Augen hing Kajas Blick an der großen und der kleinen Gestalt am Ufer, an den beiden Menschen, die für sie die ganze Welt bedeuteten. Helle schwang sein rotes Mützchen und warf ihr Fußhände zu, solange er das Schiff noch mit den Augen erreichen konnte, aber das Letzte, was Kaja sah, war Onkel Franz selbst, der seinen großen, weißen Filzhut zum letzten Gruß eifrig in der Luft schwang. —

Kaja weilte in Modum, und die frische, reine Vergnügung brachte ihrem angegriffenen Nervensystem vollkommene Heilung. In weniger als zwei Monaten wurde sie ein ganz neuer Mensch. Ihr Schlaf war ruhig und traumlos, ihre Wangen bekamen wieder Farbe, ihr Gang wurde elastisch und ihre Stimme fröhlich. Aber sie lebte ganz für sich, nur das Heimweh war überall ihr Begleiter, und in Wirklichkeit lebte sie mit den beiden fort, die nie aus ihren Gedanken waren. Sie machte lange Spaziergänge allein, aber Onkel Franz und Helle gingen mit ihr, ja, sie konnte sich darauf ertappen, daß sie laut mit ihnen sprach.

„Ich kehre bald zu Euch zurück,“ sagte sie zu ihnen. „Ghe Ihr es ahnt, bin ich bei Euch.“

Abends blieb sie lange auf und schrieb nach Hause oder las die empfangenen Briefe wieder durch; nicht weil sie etwas von dem Inhalt vergessen gehabt hätte — sie konnte sie alle auswendig — aber sie mußte immer wieder seine Handschrift sehen, diese gleichmäßige, klare Handschrift, die wie ein fester, aufrichtiger Händedruck war.

„Ich sehne mich nach Dir zu jeder Stunde des Tages,“ schrieb er, „aber durch meine Schwachheit zieht frohe Erwartung. Nun habe ich bald sieben Jahre um Dich gedient, Mabel! Nun sind es keine Jahre mehr, nur noch Monate, bis Du mein wirst. Wenn der Star im nächsten Frühling zu pfeifen beginnt, dann steht das Haus bereit, und dann wirst Du mein sein.“

Sie wußte, was er damit meinte, „das Haus steht bereit“; sie wußte, daß er im letzten Sommer in einem Häuschen am Hölzstruper Strand zwei Zimmer gemietet hatte „für ein paar Frühlingstage — für ein paar glückliche Menschen, die sich keine Hochzeitsreise erlauben können“, hatte er unter dem Mietskontrakt geschrieben, der in einem großen blauen Umschlag auf seinem Schreibtisch lag, und sie wußte auch, daß er ab und zu etwas nach diesem zu einem ganz kurzen Aufenthalt bestimmten Heim, das ihr erstes Glück beherbergen sollte, schickte.

Sie wurde betroffen, wie jung er doch eigentlich war, trotz seiner grauen Haare. „Biel jünger als ich selbst,“ dachte sie.

Sie wußte auch, was er damit meinte, daß sie sein eigen sein solle. Sie hatte es in seinen Augen gelesen und aus seiner Stimme gehört und es an seiner Umarmung gefühlt, als er ihr „Lebewohl!“ sagte.

Weissen.

Von Ernst Schur.

Wenn der kleine, weißgrüne Dampfer, dem man sich in Dresden an der alten Augustusbrücke anvertraut, anderthalb Stunden elbawärts gefahren ist und die vielerlei Wiegungen des Flusses, bei denen die Thürme von Dresden immer wieder erscheinen, hinter sich hat, erscheint plötzlich vor unseren Blicken am Ufer auf felsiger Erhebung eine Burg. Die Albrechtsburg. Von Grün umgeben liegt sie droben.

Und dann dauert es auch nicht mehr lange; in breitem Schwünge weitet sich das Ufer. Der Landungsplatz. Mit einem Male breitet sich die Stadt aus, auf beiden Ufern der Elbe liegt sie, der größere Teil links des Flusses, zwischen bewaldeten Höhen zusammengedrängt, die sie allseitig schütten.

Wer nicht gerade ortsbekannt ist, wird Weissen wohl nur als Sitz der altberühmten Porzellanmanufaktur kennen. Höchstens weiß er noch von der Albrechtsburg, die in den Führern als *Mtvalin* der Wariburg bezeichnet ist, und er erklimmt sich des Domes. Man ist daher geneigt, sich Weissen als kleinen, weltabgeschiedenen Ort vorzustellen, der von seiner Geschichte zehrt und zu dem die Fremden, die in Dresden weilen, nach althergebrachter Sitte wallfahrten.

Daher überrascht die Größe der Stadt, die sich materlich zwischen dem Schloßberg und dem Martinsberg aufbaut und einen Ausläufer noch weit in das Triebischtal hineinsetzt. Die alte Stadt liegt auf dem linken Elbufer, die neue Stadt, früher *Wlun-Elbe* geheißt, liegt rechts der Elbe. Insgesamt zählt Weissen rund 32 000 Einwohner; allein in den Fabriken, Porzellan- und Ofenfabriken, Zuteilpinnerei, Maschinenfabriken, Eisengießereien, Druckereien und sonstigen Fabriken werden etwa 8000 Fabrikarbeiter beschäftigt, so daß Weissen wohl den Charakter einer Fabrikstadt in Anspruch nehmen kann. Steinbrüche ziehen sich rechts und links der Elbe, in denen Granit, Syenit und Porphyr gebrochen wird. Sie liefern Material für den Nordostkanal. In Bansteinen, Pflastersteinen und Schotter wird der Stein verarbeitet. In einzelnen Brüchen wird auch Pech- oder Glasstein gewonnen, der als stark kieselerdehaltig in den Glasfabriken verwandt wird. Auch Denkmalsgranit wird gebrochen, Blöcke darunter von gewaltiger Ausdehnung, die für das Reichstagsgebäude in Berlin zur Verwendung kamen.

In geologischer Hinsicht bietet die Gegend mancherlei Gelegenheit zu interessanten Beobachtungen. Die Oberfläche des Weissen Landes bilden fast ausschließlich diluviale Massen (Schotter, Flußschotter u. a.). Die diluviale Bedeckung, die stellenweise eine Dicke von 15 Metern erreicht, wird unterbrochen von den Talwaschungen der Flüsse, wo Eruptivgesteine (Granit, Syenit, Porphyr) zu Tage treten. Diese liegen also unter diesen Schichten der Diluvialzeit eingebettet und geben dem Tal sein charakteristisches Aussehen. Das Vorkommen dieser Gesteine kann man in den beiden Tälern, dem Elbtal und dem Triebischtal, gut beobachten. Das Sperrgebirge, das am rechten Ufer der Elbe liegt, ragt als eine kompakte Granitmasse, nach allen Seiten hin isoliert, aus der diluvialen Oberflächenschicht. Bis an den Südrand der norddeutschen Tiefebene ziehen sich diese Granitmassen. Im Porphyrgebiet links der Elbe treten auch zahlreiche Lager auf, die Porzellanerde enthalten, und vielfache Gerölle sprechen dafür, daß einst ein Gletscher von Norden her bis in diese Gegend hereinkam.

Das Elbtal abwärts von Dresden zeigt an den Hügeln der Elbufer emporsteigende Terrassen, die mit Weinstöcken bestückt sind. Es wird hier viel Wein gebaut und die Weissen sind stolz auf ihre Sorten, deren Vorzüge und Nachteile sie gerecht abwägen. Sie heben hervor, daß der Weissen Landwein im allgemeinen ohne hervorstechende Säure ist und viel Feuer und Kraft besitzt. Er wird

daher vom Eingeborenen als Frühstücks- und Abendwein genossen, nicht als Tischwein. Soll doch der Wein aus guten Jahren öfters zum Verschneiden blutiger Mehlweine benutzt werden. Im übrigen gibt es mannigfach verschiedene Sorten, je nach Lage und Pflanzung und Zusammenstellung der Reben, unter denen der Weissen scharf unterscheidet. Der Weinbau soll ziemlich dankbar liegen. Zur Hebung wird vorgeschlagen, die Arbeitsverhältnisse der Winzer zu bessern, sie am Gewinn zu beteiligen. Erst dann werde der Weissen Weinbau die gebührende Stellung einnehmen. Der kleine Weinbauer, der alle Sorten zusammenpresst, erzeuge den „Schleier“, dessen Farbe je nach dem größeren oder geringeren Zusatz von blauen Trauben zwischen Bernstein und Rubinrot schwankt. Dem Liebhaber sollen in diesem Wein besondere Genüsse bereitet sein, weil ein wohlgepflegter Schleier Gelegenheit bietet, allerlei verschiedene Qualitäten aus ihm herauszuschmecken. Von hervorragender Güte soll der Weissen Mostwein sein, der mit den kleinen Burgunderweinen jeden Vergleich aushalten könne.

* * *

Weissen wurde etwa im Jahre 928 gegründet zum Schutze des Uebergangs über die Elbe. Es war also ursprünglich eine Burg. Den Namen gab ihm ein Bach Weissa, der nicht weit vom Burgberg in die Elbe mündet. Noch heute heißen zwei Dorfgemeinden in unmittelbarer Nähe der Stadt Ober- und Niedermelisa. Der Befestigung der Wasserburg folgte die des Berges. Allmählich entstand, wie meist in dieser Zeit, im Schutze der Burg auch eine Ansiedlung, die bald als Stadtgemeinde genannt wurde. Sie erhielt das Marktrecht. Weiterhin kam dann die Mission und gründete ein Bistum, welches sich über die Grenzen Weissens hinaus bis nach Schlesien und Böhmen ausdehnte. 616 Jahre bestand dies Bistum; 44 Bischöfe folgten einander. 1581 zog es der letzte vor, sein Amt niederzulegen, sich zu verheiraten und auf seinem Schloß sein Leben zu beschließen. Von 1316 an beginnt die Selbständigkeit der Stadt. In diesem Jahre wählte sie sich eine eigene Verwaltung, die bis dahin der Burggraf und der Markgraf geleitet hatten. Fleischer und Tuchmacher werden hauptsächlich als Mitglieder des Stadtrats genannt. Im dreißigjährigen Kriege wurde Weissen von den Schweden belagert und erobert. Mehrere Male hatte die Stadt unter großen Ueberschwemmungen zu leiden, das letzte Mal 1890, wo der Kleinmarkt und die Fleischer-gasse ganz unter Wasser standen, stöhne den Verkehr vermittelten, da die Fluten bis zur halben Parterrehöhe die Häuser umspülten.

Bekannt ist die Fürsten- und Landesschule zu St. Afra, der Lessing, Gellert, Rabener angehörten. Sie wurde 1543 mit 60 Schülern und vier Lehrern eröffnet.

Aus der Gründungsverordnung seien folgende Sätze angeführt:

„Und erslich wollen wir verordnen: daß die Knaben in einer Schulen gleichförmig gelehret, und zu rechter Stunde, zu Morgen, Mittage, Besper und Abend gespeiset und, ob etliche schwach würden, nothdürfftig gewartet und unterhalten werden.“

„Es sollen auch jährlich jedem Knaben zehen Ellen Tuch zur Kleidung, etliche par Schuhe, eine Anzahl Papier, auch etliche Bücher gegeben werden.“

„Mit dem Bette-Gewandt sollen sie sich selbst versehen; doch wollen wir einem jeden Knaben ein sonderlich Span-Bette und darcin ein Pflocken-Bette, und einen Pfüll verordnen lassen.“

Die Grundzüge der Verfassung sind bis heute ziemlich erhalten geblieben.

Der Platz an der Landesschule fällt durch seine malerische Lage auf. Gebüsch und alte Bäume beleben den alten Winkel; das frische Grün zieht sich am Gemäuer entlang. Dieser Platz soll zu manchen Bildern Ludwig Richters die Motive gegeben haben. Geht man von hier aus weiter durch die Stadt, so bieten sich alle Augenblicke reizvolle altertümliche

Architekturen dem Blick und man lernt in abwechselnden Bildern die alte Stadt kennen.

Gleich wenn man vom Bahnhof abgeht über die Brücke, bietet sich ein freier Ueberblick über die alte Stadt. Die Albrechtsburg überragt mit dem Dom und den ehemaligen Stützthürmen, deren Schluß der sogenannte Bischofsthurm bildet, das Gewimmel der kleinen Häuser. In der Mitte etwa liegt die Landesschule. Im Hintergrunde rundet sich der weite, grüne Kranz der Berge, die sich zusammenzuschließen scheinen, obgleich das Triebischtal sich einen Weg frei hindurch bahnte.

Die alte Franziskanerkirche aus dem fünfzehnten Jahrhundert — das aus dem dreizehnten Jahrhundert von Franziskanern erbaut herrlichste Kloster nebst Kirche war 1447 abgebrannt — zeigt auf der Westseite noch Reste der alten, gotischen Kreuzgänge. Hier stehen jetzt alte Skulpturen, Grabsteine, Denkmäler, und die Sonne scheint melancholisch hinein. Und die Tritte hallen unter den Spitzbögen laut und eindringlich und beinahe schauerlich.

Weitergehend sehen wir beim Eingang in die Elbstraße an dem Erker eines neuen Hauses alte Reliefs, die erhalten geblieben sind, Karl V. und einen Herzog Georg darstellend; innerhalb der neuen Umrahmung nimmt sich diese Reliefszene aus alter Zeit sehr seltsam aus. Der Weg führt uns über den malerischen Marktplatz, auf dem an Markttagen ein lebhaftes Treiben und Treiben sich abspielt, auf das das alte Rathaus, das mit samt seinem schön gewölbten Marktkeller schon über fünfshundert Jahre steht, stolz herabschaut. Im Marktplatzsaal sind Bronzeabgüsse der Hauptwerke des in Weissen geborenen Bildhauers Friedrich Wittig, der als Professor an der Düsseldorfer Akademie starb, aufgestellt. Die Gruppe „Hagar und Ismael“ befindet sich im Original in der Berliner Nationalgalerie. Am Kirchhaus fesselt uns ein altes Portal, das sich im Neubau noch erhalten hat; es zeigt ein eigenartiges Hochrelief: Diana von Aktion im Wabe überragt, in ungeschlatter, aber lebendiger Auffassung und Arbeit! An der Apotheke ein Relief aus der Frührenaissance. In der Stadtkirche ein Bild von Lukas Cranach und hinter der Kirche der idyllische Platz an der Stadt- oder Frauentirche. Hier steht das Tuchmachertor, das daran erinnert, daß einst hier ein Friedhof war. Es ist ein kräftiges Barockportal aus dem Anfang des siebzehnten Jahrhunderts. Die damals sehr angesehene und reiche Tuchmacherkunst, die jetzt nicht mehr besteht, hatte es bauen lassen.

Gehen wir weiter, so fesselt uns beim Eingang in die Rosengasse ein schöner, charakteristischer Renaissancenbau mit allmählich sich zuspitzenden Giebeln und breiten Fensterflächen, mit alten, einladenden Rundtoren, von denen das eine durch ein Relief: Simeon zerreißt den Löwen, getönt wird; es ist dies das älteste Brauhause der Stadt aus dem Jahre 1571.

So geht der Weg durch all die Gassen der winkligen, alten Stadt hindurch. Ueberall entdecken wir Erinnerungen aus der Vergangenheit. Dieses Alter läßt gar nicht so recht die Vorstellung aufkommen, daß wir uns in einer Stadt befinden, die gerade jetzt wieder ein neues Leben bekundet, wofür die vielen Fabriken sprechen. Die Vergangenheit ist vorläufig noch sinnfälliger und redet eindringlicher als die Gegenwart. Hierzu kommt die idyllische Lage der Stadt, die so friedlich eingebettet scheint zwischen dem grünen Hügelland. All das zusammen prägt der Stadt diesen ruhigen, alten, stillen Charakter auf, den die Gegenwart noch nicht überwinden kann. Gerade diese unentschiedene Mischung des Alten und des Neuen trägt aber mit bei zu dem Reiz, den die Stadt ausstrahlt.

* * *

Durch enge Straßen führt uns unser Spaziergang. Wenn wir uns umschauen, erblicken wir die breite Fläche des Elbstromes hinter uns. Langsam schlendern wir an den Häusern entlang. Vor einer Bäckerei bleiben wir stehen, aus höchste erstaunt über ein riesenhaftes Gebäck, das aufgeschichtet das

ganze Schaufenster füllt. Es sieht aus wie der aufgeblasene Saft einer Dubelpfeife, ist von gelblicher Farbe und mit Zucker bestreut. Wir lassen uns belehren, daß das ein altes Meißener Nationalgebäck und nur hier zu haben ist, die schöne Bezeichnung „Fummel“ führt, innen ganz hohl ist und daß daher ein Mensch leicht dieses so ungeheuerlich ausschauende Etwas bewältigen kann, das bei dem ersten Hineinbeißen in einen kleinen Trümmerhaufen zerfällt. Befriedigt über diese wichtige Entdeckung der Meißener „Fummel“ setzen wir unseren Weg fort. Die Straßen werden so schmal, daß kaum ein Wagen dem anderen ausweichen kann. Durch offene Türen schauen wir in manchen Hansstür; durch die offenen Fenster, die klein sind, mit Gardinen verhängt und mit Blumen verstell, sehen wir in manch gemütliches Stübchen hinein.

Eine Alte lehnt nachdenklich an dem Holzpfeiler der Tür. Unter ihrer Schürze versteckt sich schnell ein Kind, das vor uns davontief und nun im Sichern ist. So fremd kamen wir ihm vor. Es flüchtete vor uns, ohne daß wir es überhaupt beachtet hatten. Es hielt uns wahrscheinlich für feindliche Eindringlinge.

Eine grüne Allee führt uns vor ein altes Gebäude; ein richtiger Kasten ist's. Unansehnlich, graugrün von Anstrich; beinahe bössartig schaut's aus. Niemand würde in diesem Gebäude die weltberühmte Porzellanmanufaktur vermuten, deren Erzeugnisse aus früheren Zeiten in allen Museen und Sammlungen sich finden und deren Wert für den Sammler ein Vermögen repräsentiert. Durch den Hansstür gehen wir hindurch und treten in den großen, vierseitigen Hof, der wie ein ansehnlicher Gutshof oder wie eine Kasernenreihbahn aussieht.

Diese Porzellanmanufaktur hat ihre Geschichte. Sie ist die älteste Porzellanfabrik in Europa. Als es Johann Friedrich Böttger im Jahre 1704 gelang, eine rote Porzellanmasse und 1708 eine weiße Porzellanmasse nebst weißer Glasur zu finden, war Meißens Weltruf begründet. Böttger war damit



Blick auf Meissen.

mit einem Schläge ein berühmter Mann geworden, dessen Name in der Porzellanindustrie Europas an erster Stelle steht.

Böttger war am 4. Februar 1682 in Schleiz geboren. Sein Vater war Milzmeister. Mit zwölf Jahren kam er nach Berlin, um hier in einer Apotheke zu lernen. Damals standen die Ansichten der Alchemisten, daß aus unedlen Metallen Gold zu fabrizieren sei, in voller Geltung. Böttger stellte in dem Laboratorium der Apotheke Versuche an. Es sprach sich herum; man sprach schon von Erfolgen. Daher faßte Böttger den Entschluß, Berlin 1698 zu verlassen und anderswo sein Heil zu versuchen. In Berlin begannen die Behörden, auf den Goldkünstler aufmerksam zu werden. Drei Jahre wanderte er herum und wollte nun endlich in Wittenberg, dem Sitz einer Universität, an der er sich schon hatte inskribieren lassen, eine geregelte Untersuchung des Problems beginnen, als in Wittenberg ein preußischer Offizier erschien, der die energische Absicht äußerte, sich auf alle Fälle Böttgers Person zu bemächtigen. Man deutete ihm an, nachdem man ihn verhaftet hatte, daß er sich dem damaligen König von Polen, Kurfürsten von Sachsen Friedrich August I. zur Verfügung stellen könne. Der gab Befehl, Böttger nach Dresden zu bringen. Dieser

König brauchte nämlich Geld, um Kriege führen zu können, und darum war Böttger ihm hoch willkommen. Böttger erhielt alles, was er wollte, ein Laboratorium, Hilfsmittel, Geld. Doch leider blieb das Resultat aus.

Inzwischen war Böttgers Augenmerk auch auf andere Versuche gelenkt worden und er war nicht mehr so ausschließlich darauf erpicht, Gold zu machen. Das Resultat war die Entdeckung der Porzellanmasse.

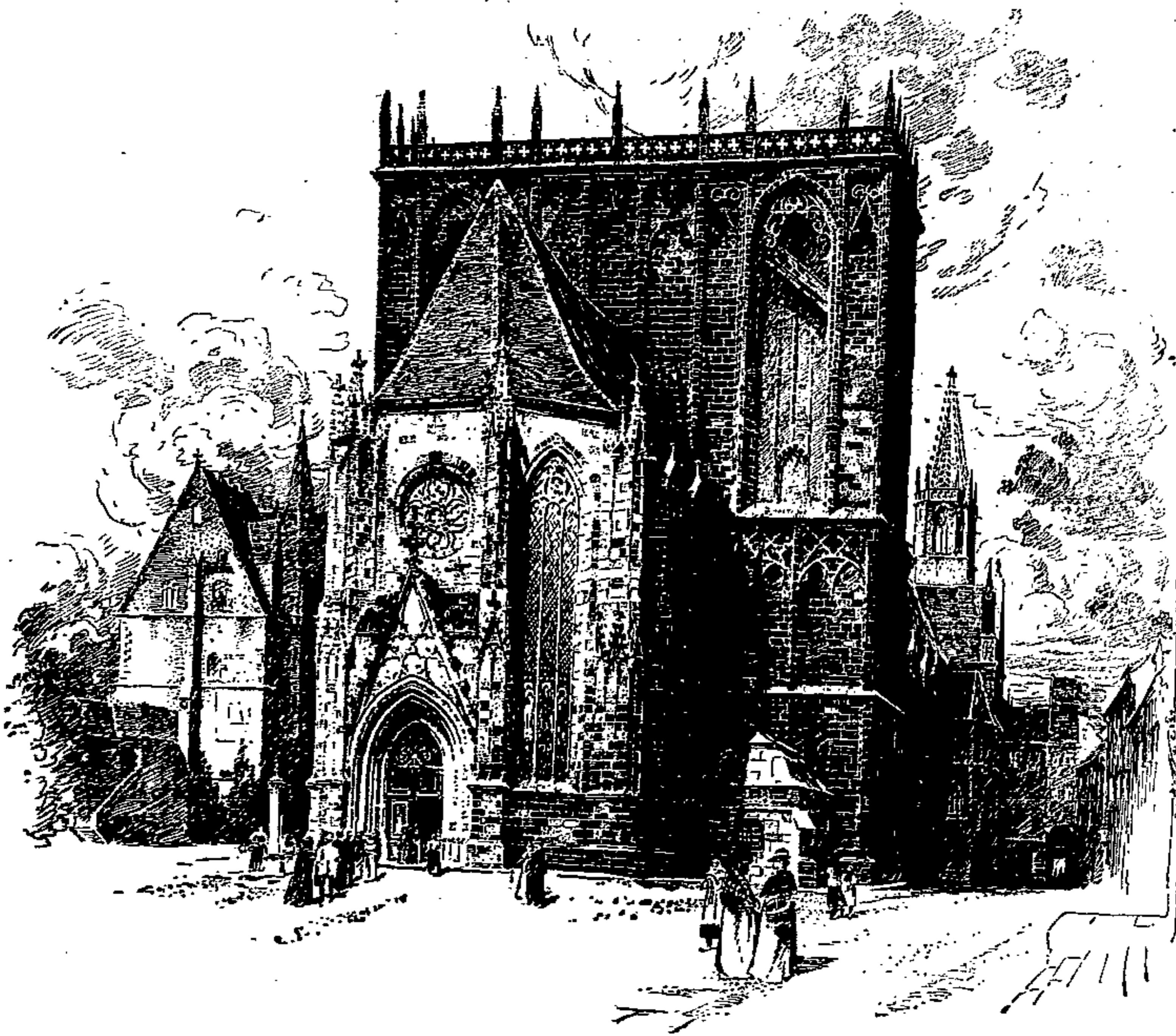
Er erhielt nun Arbeiter zuerteilt. Die Albrechtsburg wurde ihm überwiesen zur Gründung einer Porzellanmanufaktur.

In ein neues Stadium trat die Fabrikation in den Jahren 1719—1756. Zwei Künstler waren berufen worden, unter deren Leitung die Anstalt ihren künstlerischen Höhepunkt erreichte. Dies waren der Maler Johann Gregorius Hübner und der Modelleur Johann Joachim Kändler. Hübner — er war der erste an der Manufaktur angestellte Stimm-maler — kam aus Wien, von der dortigen Porzellanfabrik. Kändler war geborener Sachse, Sohn eines Pfarrers. Diese beiden wiesen dem Institut seinen Weg, und indem aus ihm wieder andere Fabriken sich abzweigten, beeinflussten sie auch diese und schufen so den Stil des Porzellans.

Der zweite schlesische Krieg und der siebenjährige Krieg brachten der Manufaktur großen Schaden. Friedrich II. von Preußen ließ mehrere Wagenladungen der wertvollen Modelle nach Berlin bringen. Diese dritte Periode war dem Aufblühen sehr ungünstig.

Trotzdem gelang es — dank der großen Abnahmefähigkeit der Werke, die in die ganze Welt hinausgingen —, eine neue Blüte herbeizuführen, die vierte Periode. 1765 bestand das Personal aus 131 Arbeitern, und der Jahresumsatz belief sich auf 221 500 Taler.

In der zweiten Hälfte der vierten Periode wechselte der Stil. Das Rokoko verlor für eine Zeitlang die Herrschaft, die es bis dahin über das Porzellan uneingeschränkt geführt hatte. Die Antike richtet sich dagegen auf. Kändler selbst hatte in seinen Schöpfungen den Geist des Rokoko verewigt. Nun kamen statt der bunten, farbensprühenden Gestalten die klassischen, farblosen griechischen Statuetten. Der Hofmaler Dietrich war es, der, von Mengs beeinflusst, in Meissen diesen klassischen Stil einführte. Im Zusammenhang mit diesem Wechsel des Stils steht die Entdeckung der



Der Dom.

sogenannten Bläutmasse, die farblos und unglasiert ist.

Es dauerte nicht lange, da wurden die Fabrikationsgeheimnisse an andere Städte, die sich darum bemühten, verraten. Wegely gründete mit sächsischen Arbeitern 1751 die Berliner Fabrik. Er brachte sächsische Porzellanerde und sächsische Modelle gleich mit. Schon vorher hatte ein Obermeister das Geheimnis nach Wien gebracht, 1718. Wegen zu karglicher Bezahlung wanderten viele aus, die natürlich anderswo mit offenen Armen aufgenommen wurden, und so entstanden noch manche andere Fabriken.

In den beiden folgenden Perioden, die man von 1774 bis 1807 und von 1807 bis 1814 rechnet, ging die Fabrik zurück.

1814 hebt sie sich wieder, wird 1830 aus einem Hofatellierement Staatsinstitut und beghnt mit 1867 eine Periode, die man als ihre zweite, große Blüte ansieht. Was tüchtige Arbeit und vor allem, was die Einnahmen anlangt, mag das stimmen. 1874 betrug der Umsatz 559 439 Taler. Die künstlerische Originalität aber war dahin. Ständler hatte etwas Neues geschaffen, einer ganzen Zeitrichtung, dem Rokoko, ein Denkmal gesetzt. Das war eine Tat. Auch Dietrich hatte wenigstens Eigenes und Neues gegeben in den farblosen Gestalten, die die Natur nachahmten. Dennoch aber mühte man sich nicht um eine neue Entwicklung. Man sah alles Ziel darin, die alten Modelle auszuschlachten, und wenn auch die Einnahmen groß sind, dank der konservativen Neigung der Abnehmer, die eben Alt-Weissen haben wollen und dafür Summen zahlen, so ist das noch keine Blüte. Es ist nur eine Nachwirkung der alten, guten Zeit, die beweist, wie lebenskräftig sie war und auf wie schwachen Füßen unsere Originalität steht. Eine Entwicklung liegt nicht darin. Mit hartnäckiger Ausdauer werden die Modelle in ewiger Variation weiter benutzt. Das angebliche Aufblühen beruht auf einer glücklichen Konstellation des Marktes, nicht auf einer eigenkräftigen Basis. Vergangene überall. Keine Gegenwart. Viel weniger Zukunft.

Hinaus aus den Gassen. Ins Freie. Auf Stufen — den sogenannten Amtsstufen — den Hügel seitlich hinan. In einigen Minuten sind wir aus dem Gewirr der Dächer heraus. Wir sehen die Häuser unter uns liegen. Eine kleine Strecke kann der Fuß rasten. Ein Landgang. Ein Blick über die Stadt. Drüben liegen die grünen besonnten Hügel.

Noch eine Welle. Wir treten durch das Tor, bemerken den schönen Durchblick auf die Bischofshäuser und den Bischofsthurm, gehen über die fünfbogige Schlossbrücke, die über den Hohlweg führt. Ein herrlicher Blick von hier aus über die Stadt und nach der anderen Seite in das friedlich grüne, ruhige Meißel. Wir passieren noch ein Tor und sehen den Dom vor uns und die Albrechtsburg. Es überrascht, solche umfassende Bauwerke hier oben auf der Spitze des Hügel, über der Stadt zu finden. Der Bau der Albrechtsburg wurde im 15. Jahr-

war, sondern einer reichen Hofhaltung dienen sollte. Es sollte ein Prachtbau werden, in dem Glanz entfaltet werden könnte. Schönheit, Eleganz der Linien, von diesen Voraussetzungen mußte der Baumeister ausgehen. Er hatte kein Vorbild für solche Anlage. Das Gebäude besteht aus drei Hauptstockwerken, die getragen werden von einem breiten Erdgeschoss. Stattliche Fenster in den beiden Mittelstockwerken. Dann setzt das Dach an, das breit ist und hoch zuläuft. Die Fenster am Dach enden in spitzen Türmchen. Die schönen Wölbungen der

einzelnen Säle zeigen die Berechnungskunst und das technische Können des Baumeisters. Von kräftiger Wirkung ist der Treppenturm, der sogenannte „Wandelstein“; die Stufen führen hier in einen solchen Turm, der dem Bau besonders angegliedert ist, in breiten Wölbungen zu den Stockwerken. Schöne, voll ausladende Fensterbogen erlauben von der Treppe immer einen freien Ausblick. Man muß bedenken, daß all das, was hier harmonisch vor uns steht, für den Schöpfer ganz neu und originell, frisch war. Es waren Versuche für ihn, die er wagte. Er ging eigene Wege und suchte nach neuen Mitteln. So ist er einer der ersten, der über das Handwerkliche hinauszukommen sucht, der die Kunst sucht. Er will in seinem Bauwerk nicht der Schablone folgen. Es zeugt von seinem Wagemut, seinem Geist, seinem Willen. Mannigfache Schicksale gingen über die Burg hin. Den Zweck, einer glanzvollen Hofhaltung zu dienen, hat das Bauwerk eigentlich nie erfüllt. Es war wenig bewohnt. 1710 bis 1864 war hier die Stätte der Porzellanmanufaktur. Eine prächtige Galerie führt von dem Hauptbau ans an dem Rand des Hügel entlang. Es ist ein Winkel, der an die Wartburg erinnert. Brächtige, breite Fenster, die nach draußen einen Ausblick erlauben. Nach der Seite des Hofes zu eine Balkustrade. Mit Epheu ist der graue Stein bewachsen. Scheint



Hufgang zur Albrechtsburg. Nach der Originalzeichnung von H. Braun.

hundert begonnen. Der Baumeister soll Arnold von Westfalen gewesen sein. Er war empfohlen als der „tauglichste und geschickteste Werkmeister auf Steinwerk und Mauern zu machen, und daß er nicht allein in der Kunst und Arbeit, sondern auch in dem Rat tauglich und gut sei.“ Er erhielt dafür Verpflegung, zwei Hofgewänder und 15 Groschen Wochenlohn.

Die Bedeutung dieses Baues liegt darin, daß er der erste gotische Profanbau Deutschlands ist und somit in der Kunstentwicklung, in der Stilgeschichte seinen festen Platz hat. Der Baumeister hatte die Aufgabe, hier zum ersten Male ein Schloß zu bauen, das nicht zu Verteidigungszwecken bestimmt

die Sonne darauf, so gibt das Grau und Grün schönes, warmes Licht. Von hieraus sieht man gut auf den Treppenturm zurück, der in breitem Schwung von Stock zu Stock führt.

1873 begann man damit, das Innere zu erneuern und auszuschnürcn. Das Programm ging natürlich in geschmackloser Weise dahin, die ganzen Wände mit einigen Erinnerungen und Hindeutungen auf die Geschichte der Burg, des Herrscherhauses, der Landschaft zu bedecken. So kommen wir in einen Kirchsaal mit den Bildern: Gründung der Burg, Bestirnung der Burg. In den Fensternischen Phantastebilder von Gestalten Wettiner Fürsten samt ihren Gemahlinnen. Dann kommt eine Kapelle mit

Bischof Vemmo. Darauf die große Hofstube oder der große Bankettsaal mit dem Mauerwerk der Herzöge durch Kreuz von Kausungen, einem Turm, Befestigung der Herzöge, Beleuchtung und einer ganzen Reihe von Statuen. Die kleine Hofstube zeigt eine Verlobung und allerlei Landschaften. Zwei Sturfsitzstubezimmer, die kleine Appellationsstube, das Wöttgerzimmer (an der Wand: Wöttger bei alchemistischen Versuchen), die große Appellationsstube folgen, jedes reichlich bemalt. Damit sind wir schon in den zweiten Stock gelangt, wo sich auch ein kleines, reizendes Turmzimmer befindet. In den nun folgenden Wappenzimmern befinden sich Ansichten von sieben anderen sächsischen Burgen.

An Stelle des jetzigen Domes, dem wir uns nun zuwenden, dessen ältester Teil, die Magdalenenkapelle, zuerst 1274 erwähnt wird, stand eine in romanischem Stil ausgeführte Kirche vom Jahre 967. Schöne, alte Grabplatten zeigen ebenso wie das Portal den reichen Schmuck der Renaissance. Ein Bild von Lukas Kranach schmückt das Innere. Zehn der Bronzegrabmäler sind nach neuer Forschung Arbeiten der Werkstätten Peter Wischers. Zwei davon, die den höchsten Kunstwert besitzen, zeigen die Zeichnung nicht in die Platten graviert, sondern über das weiche Modell wurde eine Mutterform angefertigt, über die der Guss ausgeführt wurde. Die anderen Platten rühren wahrscheinlich von den Säulen Peter Wischers her. Das Portal des Domes zeigt reichen Schmuck an Bildsäulen. Durch die Turmhalle hat man einen schönen Ausblick in

den Dom, dessen Säulen sich so schlank aneinanderreihen, bis hin zum Chore. Die Wölbung der Schiffe erreicht die Höhe von 18 Metern. Der Bischof Wtiligo I., der Erbauer des Domes, der als Mäzenat unter dem Namen Heinrich der Weiskner bekannt ist, verfiel auf die Idee, für einen Bischof Vemmo, der bis dahin ganz unbekannt gewesen war, hier einen Sarcophag einzurichten, sein Grab wurde in die Mitte des Domes verlegt, ein stattliches Denkmal darüber errichtet, und die Haupteinlassungsquelle, die von nun ab reichlich floß, war gefunden.

Das Glanzstück des Domes ist die Johannis-Kapelle; sie bildet ein zweijähriges Rechteck. Die Gesamtwirkung ist ebenso rein und einheitlich, wie die Ausstattung im einzelnen lebendig. Sie ist im Stil der Frühgotik erbaut, die für Meissen die beste Zeit bedeutet. Eine ganze Reihe von Statuen, Werke von edler Kleinheit der Form, voll innerlichen Lebens, schmückt diese Kapelle. Noch feckelt im hohen Chor das dreiflügelige Altarbild, das, wie die neueste Forschung besagt, von Albrecht Dürer herrühren soll. An den hohen Chor schließt sich ein schöner, alter Kreuzgang an, dessen wohlberechnete Form und breite, malerische Licht- und Schattenwirkung einen so ruhigen, abgeschlossenen Eindruck hervorruft.

* * *

Neben dem Dom und der Albrechtsburg stehen noch eine ganze Reihe Häuser. Man ist erstaunt, sie hier oben auf diesem kleinen Hügel zu finden.

Es macht beinahe den Eindruck einer Straße in einer kleinen Stadt. Eine natürliche Verbindung mit der Gegenwart ist hergestellt. Gasthöfe, Läden, alles findet wir hier oben. Diese Burg war nicht als Zwingsburg gedacht, Magazine blühen an der Bahnstraße. Man steht hinunter, weit in das hlige, ruhige Tal.

Ein schattiger Garten ladet uns ein, Mast zu machen von unserer langen Wanderung, ehe der Heimweg angetreten wird, und die Gleditsche alle noch einmal beim letzten Trunk eines „Glückchen“ vorbeiziehen zu lassen.

Die Stadt liegt unter uns. Ein breites Gehäusen von roten Dächern, die sich zu einem Hügel zu drängen scheinen. Die kleinen Gassen verschwinden ganz. Drüben die Hügel, und kleine Häuschen darauf. Die Elbe zieht in breiter Mute die Grenze. Eine Brücke führt hinüber in festen, steinernen Bogen. Eine Brücke macht immer die Gegen so weit und frei. Ueber das Wasser sehen wir hinüber zu kleinen Dörfern und Ansiedlungen. Die Hügel ziehen einen breiten Kranz um die Stadt. Ab und zu schallen Stimmen zu uns herauf. Wie schön weitet das breite Band der Elbe das Bild, der Wind schweift über die Ufer, über grüne Wiesen.

So groß und so still liegt das alles unter uns. Das abendliche Licht dämpft alle Härten und macht die Konturen so leicht und warm. Aus den Schornsteinen der kleinen Häuser steigen leichte Rauchwolken. Erst hier, dann dort; überall steigt der Rauch hoch zum Himmel. Überall wird in den kleinen Häusern dort unten das Abendbrot bereitet. —

Mutter Schulzen.

Eine Dorfgeschichte von Ewald Gerhard Seeliger.

(Schluß.)

Gottlieb's Brust dehnte sich im Wohlgefühl seines außerordentlichen Mutes. Nun hatte er doch gezeigt, was er konnte! Es kimmerte ihn wenig, daß die beiden Taler zu einigen Groschen zusammengeschmolzen waren. Er wußte, daß er das Fehlende im Kopfe hatte, denn er war ihm schwerer als sonst. Bald nach rechts, bald nach links zog er ihn, daß er zuweilen gegen den Baum lief.

Blöcklich blieb er stehen; denn es kam ihm jemand mit zwei großen Eimern entgegen. Er wollte die beiden Eimer nicht gern aus dem Gleichgewicht bringen, trat auf die Seite und strengte sich vergebens an, seine widerstrebenden Gedanken unter einen Hut zu bringen. Es war ein Mädchen, das sah er wohl, daß es aber Kathrina Krause war, das sah er nicht. Jetzt stellte sie die Eimer hin, um auszurufen. Gottlieb machte ein paar Schritte auf sie zu. Kathrina hatte ihn längst bemerkt und lockte ihn an sich, indem sie leise seinen Namen rief. Da ging in Gottlieb's dunklem Schädel ein helles, blendendes Licht auf. Er nahm sie bei der Hand, zog sie zu sich und wollte ihr einen Kuß geben. Doch ehe er noch dazu kam, riß sie sich von ihm los und stieß ihn mit beiden Fäusten zurück, daß er gegen den Baum tannelte. Gottlieb fand das recht sonderbar und seltsam, aber sie züchtete ihm ein paar Worte des Abscheus ins Gesicht, die ihn über ihre augenblickliche Abneigung hinreichend aufklärten. Dann nahm sie ihre Eimer auf und ging davon, so schnell sie nur konnte.

Gottlieb sann lange nach, ob er auch wirklich betrunken war, aber seine Gedanken fuhren ihm durcheinander, wie die Bienen beim Schwärmen. Er kroch ins Bett und hatte beim Einschlafen daselbe Gefühl wie jener, der anzog, ein Königreich zu gewinnen und unter dem Galgen aufwachte.

Am nächsten Morgen traf er Kathrina Krause zwischen den Feldern hinter dem Dorfe und versöhnte sich mit ihr. Nur mußte er ihr hoch und heilig versprechen, nicht wieder über den Durst zu trinken. Das war ihm eine Kleinigkeit; denn sein Kopf bröhlte noch von gestern wie ein Faß, in das ein Dugend Hornisse geraten war.

Aber er hielt auch Wort. Die Sonnabend-

Zigarre schmanchte er nach Feierabend vor Thielschers Hofstator, und Kathrina Krause ließ es sich gern gefallen, wenn er ihr einmal die blauen Augen voll Rauch blies. Mutter Schulzen aber bekam von der teuren Leidenschaft ihres Sohnes nichts mehr zu sehen und zu riechen. Und wenn sich Gottlieb wieder mit ihr vertragen lernte, so war es der besänftigende Einfluß Kathrinas, die fortwährend zum guten riet.

Mutter Schulzen merkte, daß Gottlieb anders geworden war und forschte eifrig, wer die Ursache sei; denn daß ein Mädchen dahinter stecke, darauf führte sie bald die mütterliche Eifersucht. Auch büßte sich Gottlieb zu viel des Sonntags die Stiefel, zeigte überhaupt einen Gang zur Eitelkeit, der seine nur auf das Mögliche gerichtete Erziehung Lügen strafte. Mutter Schulzen, von Verdacht und Neugier gleichermaßen geplagt, schlich ihm eines Abends nach und fand ihn mit Kathrina Krause im geheimnisvollen und eifrigen Geplauder am Grabenraude vor Thielschers Hofstator sitzen.

An ein blutarmes Mädel, das nicht mehr zu eigen hat als das Hemd auf dem Leibe, wollte er sich also verplempern!

Der Gedanke machte sie wild. Leichtsinzig war sie auch; denn wer so unflug lachen konnte, der war alles andere, nur keine Hausfrau, die zusammenhielt und mitverdiente. Und diesem Schandmädel sollte sie ihre sauer ersparten Taler lassen! Mutter Schulzen ballte die Hände und legte sich bei ihrem Meißelhäufen in den Hinterhalt. Sie wollte es Gottlieb schon austreiben!

Der ahnte nichts von dem drohenden Verhängnis. Als Kathrina genug geschwächt hatte, begleitete sie ihn nach Hause. Vor Mutter Schulzens Häuschen nahmen sie lange und umständlich Abschied von einander, als sollten sie sich eine Ewigkeit nicht wiedersehen. Blöcklich aber sprang, wie Biethen aus dem Busch, Mutter Schulzen aus ihrem Versteck hervor, die Rechte mit einem Birkenzweig drohend bewaffnet. Diesmal hatte sie es aber auf Kathrina Krause abgesehen, doch Gottlieb sprang dazwischen und fing den Streich mit seinem breiten Rücken auf. Das war der letzte Schlag, den er von seiner Mutter bekam, der Mitterschlag, der ihn zum Manne machte. Er wand ihr den Zweig aus

der Hand, nahm sie fest in die Arme, daß Kathrina Krause ungefährdet entfliehen konnte, und als Mutter Schulzen ihren Aerger durch allerhand starke Schimpfreden über die hergelaufene, schlechte Dirne Luft machen wollte, legte sie ihr Gottlieb's breite Hand höflich aber bestimmt auf den Mund.

Dann führte er sie ins Haus, setzte sie auf den Stuhl und teilte ihr mit, daß er Kathrina Krause freier würde, sobald er seine Militärjahre hinter sich hätte. Mutter Schulzen war geknickt. Sie weinte wie ein Kind, zum ersten Male fühlte sie ihre Schwäche und Ohnmacht.

Gottlieb gab ihr gute Worte, um sie zu beruhigen. Was für ein tüchtiges Mädchen Kathrina sei, und wie sie sich auf die Wirtschaft verstand! Auch sauber und nett sei sie immer. Aber damit kam er bei Mutter Schulzen schön an. Auf'sichtlich sei sie wie ein Pfau und bringe nichts mit als das Hemd auf dem Leibe. Und wer weiß, wieviel Löcher das habe. Oben Hut, unten Pfui!

Kurzum, sie stritten sich noch eine Weile um Kathrina Krause's wirkliche und vermeintliche Vorzüge und Fehler, wurden aber nicht einig.

In der Folgezeit hütete sich Kathrina Krause, Mutter Schulzen unter die Augen zu kommen, und Gottlieb vermied es, auf Kathrinas Witten hin, mit seiner Mutter über den Punkt zu sprechen. So zog wenigstens äußerlich wieder die Ruhe in Mutter Schulzen's Leben ein, innerlich aber kochte sie noch immer mit gleicher Heftigkeit. Die Gut ihres Hasses aber ließ das Gefäß ihres Lebens langsam zerbröckeln.

Gottlieb wurde Gefelle und richtete den Firft manches Hauses in der Umgegend aus, bis er zum Militär mußte. Mutter Schulzen weinte ein paar ehrliche Tränen und gab ihm das Geleit bis zum Hofstator. Hinter dem Dorfe aber fiel ihm Kathrina Krause immer und immer wieder zum letzten Male um den Hals, daß er Milde hatte, zur rechten Zeit auf dem Bahnhof zu sein. Zweimal schrieb er aus der Kaserne an seine Mutter, sie möchte ihm doch etwas Geld schicken. Mutter Schulzen brachte nach zwei Wochen mühseliger Arbeit endlich ein längeres Schriftstück zu stande, legte zwei Zehnpfennigmarken hinein, klebte die dritte aufs Ruwert und schickte es an ihren Gottlieb. Der zog ein schiefes Gesicht,

bedankte sich mittels der einen Markteumb benutzte die andere, um an Kathrina Krause zu schreiben, die sofort nach Empfang des Briefes aus ihrem Strohsack ein paar Taler herausfuchte und damit in die Stadt lief. Weihnachten darauf kam Gottlieb auf Urlaub. Mutter Schulzen war ordentlich verwundert über ihren großen Jungen. Als sie am ersten Feterlag beim Frühstück saßen, brachte Mutter Schulzen einen handtellergroßen Kuchen. Sowelt hatte sie ihren Gatz bestiegen können.

Sie selbst benutzte eine Brotkruste. Danach laugte sie auf dem Kleiderschrank hinauf, holte Gottliebs erste Zigarre herunter, die dort seit sechs Jahren lagerte und legte sie ihm, ohne ein Wort zu sagen, neben die Kaffeetasse. Gottlieb steckte sie an, und da sie genügend ausgebrodet war, brannte sie hell auf wie Stroh. Sie schmeckte ihm ganz und gar nicht, aber er ließ sich nichts merken; denn er hatte etwas auf dem Herzen und durfte Mutter Schulzen die gute Laune nicht verderben. Und zwischen den einzelnen, nützigen Blitzen an dem Stinkkraut brachte er stockend und zaghaft heraus, daß er heute Kathrina Krause herbringen möchte, um mit ihr Kaffee zu trinken. Mutter Schulzen sah ihn eine Weile sprachlos an, drehte sich um und setzte sich in die Ofenecke.

Gottlieb sah das für eine stillschweigende Zusage, schnallte das Stoppel um, setzte sich die Milke auf und ging hinaus, wobei er den Dessauer Marsch pfliff. Als Mutter Schulzen die beiden am Nachmittag über den Hof kommen sah, ließ sie zur Hintertür hinaus und versteckte sich in der Scheune. Kathrina Krause erschraf sehr, als sie in die leere Stube kam; aber Gottlieb beruhigte sie und meinte, Mutter sei wohl zum Krämer gegangen. Dann kochten sie beide den Kaffee. Aber wie sie auch bei der dampfenden Stube saßen und warteten, Mutter Schulzen kam nicht zum Vorschein. Gottlieb suchte in Haus und Hof, rief und schrie, doch Mutter Schulzen war eigenstimmig und gab keine Antwort. Er sprang zum Krämer hinüber, und als er zurückkehrte, fand er Kathrina in der Sofaecke sitzen und leise in die Schürze hineinweinen.

Mutter Schulzen schlüpfte erst aus ihrem Scheuneneck hervor, als die Luft rein war. Sie wäre vielleicht die ganze Nacht dort hocken geblieben; aber die Kälte trieb sie endlich ins Haus.

Doch sie hatte allein den Schaden davon: Gottlieb verbrachte seinen Urlaub mehr bei Kathrina Krause als bei ihr.

Krause war er fort, packte sie das Fieber. Sie kroch ins Bett und fing an zu phantasieren. Die Kihe brüllten nach Futter, die Ziegen meckerten kläglich, Mutter Schulzen hatte sie vergessen, nur an den Talerstrumpf in der kupfernen Ofenblase dachte sie zuweilen. Er schlängelte sich durch ihre Fieberträume wie ein böser, giftiger Lindwurm und peinigte sie. Aber alle Tage morgens und abends kam jemand und erbarnte sich ihres Viehes und pflegte sie.

Mutter Schulzen erkannte sie nicht; denn am Tage ließ sich Kathrina Krause nicht sehen, da sie keine Zeit hatte. Mit rührender Ausdauer und Sorgfalt wachte sie über das schwache Lebensflämmchen des alten Weibchens, wie sie es ihrem Liebsten versprochen hatte.

Das erste, was Mutter Schulzen tat, als sie wieder zur Besinnung kam, war, daß sie ihren Geldstrumpf heranzog und die Taler zählte. Kein einziger fehlte! Die Freude darüber stärkte sie so, daß sie am nächsten Tage schon an die gewohnte Arbeit gehen konnte. Aber trumm und gebeugt ging sie und brauchte einen Stock, wenn sie über die Straße wollte. Sie ahnte wohl, wer sie gepflegt hatte, allein sie hitete sich, danach zu fragen; sie hätte dann womöglich die Auslagen ersetzen müssen. Das ging ihr ebenso sehr wider den Strich, wie das Bedanken. Kathrina Krause aber schrieb an ihren Gottlieb, daß Mutter Schulzen wieder gesund und munter sei.

Aber Mutter Schulzen hatte sich sehr verändert. Nach der Stadt konnte sie nicht mehr, Gänse und

Schweine hatte sie dieses Jahr nicht großziehen können. Sie war zu nichts mehr nütze und sich selbst im Wege. Bei schönem Wetter hockte sie vor der Tür, bei schlechtem hinterm Ofen.

Als Gottlieb im Herbst von den Soldaten frei kam, raffte sie sich noch einmal auf. Mit einer bewundernswerten Energie hielt sie sich aufrecht und gönnte sich keine Ruhe, wie er auch bat und schalt. Sie wollte Kathrina Krause nicht gutwillig das Feld überlassen.

Doch lange dauerte es nicht, da sank sie kraftlos zusammen, beim Melken glitt sie vom Schemel und lag lange bestimmungslos. Gottlieb fand sie, filzte, daß noch Leben in ihr war, und trug sie aufs Bett. Dann holte er Kathrina Krause, die sich besser auf kranke Leute verstand als er.

Mutter Schulzen ruhte wochenlang in den Klissen und mußte sich pflegen lassen. Wenn Kathrina Krause an ihr Bett trat, kam jedesmal eine fliegende Umrhe über sie. Aber sie war zu schwach, sich gegen ihre Verilhrung, die sie verabscheute, zu wehren. Das wurde noch schlimmer, als Gottlieb und Kathrina nach vier Wochen zum Standesamt und zum Pastor gingen, um sich zusammengeben zu lassen. Kein Wort gönnte Mutter Schulzen ihrer Schwiegertochter, weder im guten noch im bösen. Sie drehte sich mit dem Gesicht gegen die Wand, um die Verhasste nicht sehen zu müssen.

Mit aller Gewalt wollte sie gesund werden, aber es ging diesmal nicht so rasch. Ihr Herz kam nicht mehr recht in den Takt. Der Doktor verordnete Ruhe und nochmals Ruhe und Fernhalten jeglicher Aufregung. Das war für Mutter Schulzen dasselbe, als wenn er einem Skater das Manjen verboten hätte.

Schon am nächsten Morgen, als Gottlieb in der Arbeit und Kathrina im Kuhstall war, krabbelte sie unter Achzen und Stöhnen aus dem Bett und kroch, am ganzen Leibe zitternd, in die Kleider. Dann tastete sie sich an der Wand entlang in die große Stube und ließ sich schwerfällig auf das Kleidbindel in der warmen Ofenecke fallen. Eilige Schauer liefen über ihre Haut, und die fröstelnden Finger streckten sich gierig der roten Blut entgegen.

Sie hatte nur noch einen Gedanken: ihr Geld. Im ganzen Hause war kein festes Fach, wo sie es hätte verschließen können. Die kupferne Ofenblase war der sicherste Ort. Auch hatte sie allerlei Lumpen und Flickwerk darauf gepackt. Und doch fühlte sie Angst um ihren Schatz, bohrende, quälende Angst, die ihr zum Herzen flutete, daß es zitterte und bebte. Wenn die beiden das Geld fanden, würden sie es ihr wegnehmen; denn sie brauchten es, weil sie mehr ausgaben, als sie schaffen konnten. Mit Ingrimme bemerkte sie die weißen Vorhänge an den Fenstern. Und sogar echten Bohnenkaffee tranken sie. Sie hatten gewiß schon Schulden und lanerten nur auf ihr Geld! Vielleicht hatten sie sogar schon danach gesucht, als sie krank war und sich nicht rühren konnte.

Da kam Kathrina herein und schalt nicht wenig über Mutter Schulzens Unvorsichtigkeit, doch sie war nicht zu bewegen, aus der Ecke heranzukommen. Sie rieb nur ihre dürren Finger vor dem glühenden Loch und schwieg.

Kathrina ging in die Kammer, deren Tür sie anlehnte, und Mutter Schulzen mußte sofort wieder an ihr Geld denken. Jetzt ging sie wieder in der Kammer danach suchen!

Und das Herz stand ihr eine ganze Weile still, als sie von drinnen den leisen, verräterischen Klang des kupfernen Ofenblasendeckels hörte. Gleich darauf vernahm sie leises Geklapper wie von großen Silberstücken. Kathrina stahl ihr das Geld!

Mit einem Satz war Mutter Schulzen an der Kammertür; sie sah, wie Kathrina die Hand aus der Ofenblase heranzog und den Deckel herunterklappte, dann schwanen ihr die Sinne. Sie brach zusammen und schlug mit der Stirn gegen die Ofenbank, daß ihr das Blut über die Augen rann.

Kathrina hörte einen dumpfen Fall und stürzte aus der Kammer. Sie jammerte so laut, als wär's

ihre eigene Mutter, vergaß aber darüber das Helfen nicht. Sie nahm die Kranke auf die Arme und trug sie ins Bett. Hier wusch und verband sie die schlimme Stirnwunde und horchte nach ihrem Herzen hin. Aber Mutter Schulzen war zähe. Eine ganze Woche lag sie mit geschlossenen Augen. Doch von Kathrina nahm sie keinen Wissen an. Gottlieb mußte sie morgens und abends stillern wie ein kleines Kind. Am zweiten Sonnabend um die Mittagszeit konnte sie sich zum ersten Male wieder aufrichten. Aber das bekam ihr schlecht. Den ganzen Nachmittag ruhte sie halb ohnmächtig in den Klissen. Gegen Abend hörte sie, wie Gottlieb heimkam und Kathrina einen Teil seines Wochenlohnes gab. Gleich darauf trat er in die Kammer und rief Mutter Schulzen leise an. Doch sie war zu schwach, eine Antwort zu geben oder die Augen zu öffnen. Er kam näher, sah ihr scharf ins Gesicht und hob sodann den Deckel der Ofenblase in die Höhe. Noch einmal streifte er mit scheinem Blick das Gesicht der Ruhenden, dann zog er etwas Strumpfes über den Mund heraus und ließ zwei Taler hineingleiten, die er seiner Westentasche entnommen hatte. Dann machte er den Deckel unhörbar wieder zu und schlich hinaus.

Mutter Schulzen hatte alles gesehen. Sofort war sie im klaren. Er hatte das Geld, das Kathrina herausgenommen hatte, wieder hineingetan. Aber es fehlte gewiß noch mehr, viel mehr. Fieberig zuckten ihre Hände auf der Bettdecke. Doch sie rührte sich nicht, bis die beiden drinnen zu Bett gegangen waren.

Dann kam der Mond und goß durch das Laub des Butterapfelbaumes und durch das kleine, halbblinde Kammerfenster seinen grün-silbernen Schein über ihr Lager, über den schiefen, grauen Stachelosen und richte in gelblichen Nestern auf dem schmutzigen Kupferbraun der Ofenblase. Dazu schlug draußen eine Nachtigall.

Da kroch Mutter Schulzen unter unsäglichen Anstrengungen zum Fußende ihres Bettes, langte weit hinein in die sonderbare Schatzkammer und brachte nach langem, mühsamem Suchen ihren länglichen, gestrickten Geldbeutel aus Licht des Mondes. Vorsichtig schüttete sie das Geld aufs weiche Federbett und zählte langsam die Stücke in den Strumpf zurück. Das war eine harte Arbeit für sie, dazu schlug die Nachtigall dicht vor ihrem Kammerfenster so laut, daß sie sich einmal bald verzählt hätte. Als sie fertig war, atmete sie hoch auf.

Sie waren alle da, bis auf einen einzigen!

Verzählt hatte sie sich nicht, das wußte sie genau. Aber da war eine Masche lose und vielleicht hatte er sich durch das Loch geflüchtet. Nach ihm fahndete sie nun in der weiten Höhlung der Ofenblase. Plötzlich stockte ihr Arm. Die tastenden Finger waren an etwas Hartes geraten, das nicht die Wand sein konnte. Sie zog es heraus. Ein anderer Strumpf kam zum Vorschein, in dem ganz unten etwa eine Handvoll Talerstücke lagen.

Mutter Schulzen starrte ihn an wie ein Weltwunder. Daß Talerstrümpfe hecken, hatte sie noch nie gehört. Und doch war sie zuerst geneigt, dieses Geld als ihr rechtmäßiges Eigentum zu betrachten.

Plötzlich aber fiel es wie ein Blitz in ihr Bewußtsein, wenn das Geld gehörte.

Sie sparten beide, hielten zusammen und mehrten mit Fleiß! Da atmete sie hoch auf, so hoch, daß ihr schwaches Herz die stürzenden Blutwellen nicht mehr bezwingen konnte. Es machte alle seine Türen weit auf und stand still.

Mit einem stillen, glückseligen Lächeln auf dem schmalen Gesicht ruhte Mutter Schulzen tot an ihrem Bette, die beiden Geldstrümpfe fest an ihr Brust gedrückt.

So fand sie Kathrina am nächsten Morgen.

Gottlieb brückte ihr die Augen zu und ließ sie nach drei Tagen begraben.

Kathrina weinte bitterlich am Grabe. Gottlieb aber nahm sie stumm und ernst in die Arme und führte sie durch reisende Felder heimwärts. —

Die Näherinnen.

In den schwülen Arbeitsstuben; mit den kunstgelübten Händen Schaffen emsig sie und rastlos. — Und der Tag will gar nicht enden. Blütenduftige Gewänder lassen herrlich sie erstehen. Und sie selbst: Zertret'ne Blumen, die am Wegesrand vergehen! Lange Tage — kurzer Schlummer — Ew'ge Plage — ew'ger Kummer... Da erblassen früh die Lippen, die die Jugend lieb erglühen, Und die Rosen auf den Wangen welken, eh' sie richtig blühen. Aus den schmerzgequälten Herzen ringt sich los ein seufzend' Flüstern, Mischt sich mit des Stoffes Rauschen, mischt sich mit der Seide Knistern. Und es klingt das Lied der Armut... Furchtbar! Wie ein schweres Klagen Wider alle die voll Hochmut nichts nach Menschenwürde fragen! Und sie näh'n's in die Falten, an die zarten Spitzenränder. Ihrer Seelen heißes Hassen prägt sich in die seid'nen Bänder. Und ich höre durch das Rauschen, hart den Fluch des Hungers dringen... Und das Lied der Armut hör' ich immer mächtiger erklingen. In dem Flüstern hör' ich's brausen, In dem Knistern hör' ich's sausen: O, ihr reichen Müßiggänger wähnt, das Knistern wär' die Seide, Wär' das schimmernde Gewebe, das den Stoff gab zu dem Kleide? Nein! Die Seutzer sind's der Aermsten, die euch diesen Glanz gegeben, Die bei allem ems'gen Fleisse kümmerlich im Elend leben! — hört: Es ist die Qual der Armut, die den Reichtum euch muss bringen, Die um ihre Menschenrechte, zäh, im harten Kampf muss ringen! —

Gustav Weber.

Das Helle. Wenn er morgens in aller Frühe auf seinen Schneidertisch, nahe am Fenster, stieg, fandte er zuerst einen Blick über den Hof zu dem weitgeöffneten Fenster der herrschaftlichen Küche. Etwas Selbes, ein Kleid oder eine Schürze, bewegte sich dort eilig hin und her. Moritz griff zur Nadel und begann zu pfeifen: wie das Zwitschern eines Vogels war's. Dann blickte er von neuem hinüber. Das Helle stand am Fenster und ein Blondkopf nickte lächelnd hinaus. Ganz kurz nur, aber sehr freundlich. Dann verschwand das Helle wieder in der Küche; der Schneider hörte das Geschirr klappern und die Eisenringe auf dem Herd.

Moritz lächelte vor sich hin. Plötzlich schrak er auf und die Nadel eilte, als habe sie leichtfertig Veräurtes schnell einzuholen. Da war ein feiner, schwarzer Anzug, der mußte in einer Stunde fertig sein. Dann kam der Besteller — und Moritz wollte es mit seinen Kunden nicht verderben. Es war so schon nicht leicht für einen jungen Anfänger; seine ganze Kraft mußte man zusammennehmen, um die selbständige Existenz erst einmal auf eine einigermaßen feste Basis zu bringen. Bei allem Fleiß, bei sorgfältiger Arbeit und pünktlichster Bedienung ging es doch langsam, viel zu langsam! Die Menschen rissen sich so schwer los von ihren alten Gewohnheiten und gingen nicht leicht von einem Handwerker zum anderen, namentlich, wenn dieser andere noch jung und ohne Gesellen war.

Seute brannte dies Bewußtsein wieder hell auf in Moritz. Sah er den Blondkopf da drüben, dann kam ihm heisse Ungebuld über ihn. Und während die Nadel auf und ab hüpfte und große Bogen beschrieb, wandte das Auge sich in jedem freien Moment hinüber nach dem Küchenfenster; der Sinn aber wanderte noch weiter, viel weiter; er übersprang Monate und Jahre und sonnte sich in der Zukunft. Ja, um die da drüben ging's! Immer klarer ward's ihm. Zuerst hatte er sich gestraubt, es sich selber einzugestehen — aus lauter Furcht vor den Schwierigkeiten, die

noch im Wege lagen zu der erträumten Vereinigung mit dem Hellen da drüben. Er durfte ja noch nicht damit rechnen; er mußte arbeiten und erst den Grund legen, auf dem das Schöne dann endlich Wahrheit werden konnte. Aber seine Sonne auf diesem dunklen Hof war das Mädchen doch schon; die heimliche Freude und der starke Trieb seines mühseligen Daseins. Niemand wußte davon. Sie selber nicht. Höchstens ahnen konnte sie's. Ja, ahnen ganz bestimmt! Und hoffen, meinte er bei sich, dürfte er auch. Erwiderete sie seine Grüße nicht freundlich und beantwortete sie sein Lächeln nicht mit einem ermunternden Nicken? O, es war sicher eine Ermütigung — und er brauchte nur noch zu sprechen. Aber wann? Und wo? Wie brachte man es zu einer Aussprache? Der Gedanke verneinete ihm ein Bitteln. Wie fand man die rechten Worte? Wie setzte man sie? Und war schon die Hauptsache überstanden, wie unterrichtete man sie von der Notwendigkeit, noch einige Jahre zu warten? Das gab doch gleich einen sehr bitteren Tropfen in die große Glückseligkeit. Aber vermeiden ließ es sich nicht. Versagt mußte es werden. Auch, daß er noch für seine alte Mutter zu sorgen habe, die ihm jetzt die kleine Wirtschaft führte.

Moritz biß den Faden ab und sprang vom Tisch. Der letzte Knopf saß fest; nur noch das Bügeln, dann konnte der Besteller kommen.

Zischend fuhr das heiße Eisen über das feuchte Tuch. Und Moritz dachte: am einfachsten, ich schreib' ein paar Zeilen und laße sie mir für Sonntag zu einem Ausflug ein. Ein kleines Briefchen: Fräulein Margarete Heuser, Wohlgeboren, Hier. Alles andere würde dann von selber kommen. Und im Gedanken daran, mußte er plötzlich lustig pfeifen. „So vergnügt?“

Moritz erschrak, er hatte niemand eintreten hören: „Einen Augenblick, Herr Barge.“ „Gilt nicht.“ Barge setzte sich. „Sind Sie immer so lustig bei der Arbeit?“

„Sie meinen wegen dem Pfeifen? Immer nicht.“ Moritz wurde rot. „Möß, wenn ich grad was Schönes in Gedanken hab'.“

„So geht's mir eben. Ich pfeif auch immer, wenn ich lustig bin. In den letzten Tagen war's nicht zum Aushalten, sagt mein Meister. Ich bin nämlich Tischler. Helf er sich! Ich kann nicht dafür. Und alle Tage ist nicht Hochzeit.“

„Sie heiraten?“ Moritz war sehr interessiert.

„Na ja, deshalb der schwarze Anzug.“

„Ganz recht.“ Der Tischler rückte vertraulich näher. „Wissen Sie: es ist doch 'n mächtig komisches Gefühl.“ Er sah Moritz lächelnd an und schüttelte den Kopf: „Mächtig komisch.“

„Das glaub ich.“ Moritz lächelte auch und dachte: schon jetzt ist es ein furchtbar komisches Gefühl, und du bist noch lange nicht so weit, wie der da. Laut sagte er: „Wollen Sie den Anzug gleich hier mal ausprobieren?“

„Gewiß. Sicher ist sicher.“

Moritz geleitete ihn in eine Kammer, übergab ihm die Kleidung und kam zurück. Drinnen pffiff der Tischler eine schmetternde Weise.

Und plötzlich sang's auch aus dem Küchenfenster heraus.

Moritz mußte hinüberblicken.

Einige Schritt hinter dem Fenster, mehr im Dunkel, stand das Helle; eine Hand bewegte sich zum Mund und schnellte wieder nach vorn. Wie? Galt das ihm?... Ein Fuß aus der Ferne?... Fast schien es, als sei er in einer etwas anderen Richtung gesandt — zum Fenster des Nebenimmers. Aber es ließ sich nicht genau unterscheiden — und nebenan war doch auch nur der fremde Tischler.

„Na, was meinen Sie?“ Barge trat aus der Kammer. „Wie werden wir uns machen?“

„O, sehr gut.“ Moritz war wieder ganz Fachmann, strich einige Falten zurecht, zupfte hier und da. „Wie angegossen. Zu ändern ist nichts.“

„Schön. Ich bleib Ihr Kunde.“

„Wenn Sie mich bei Ihren Bekannten empfehlen wollen —“

„Sehr gern!“ sagte Barge. „Mit Vergnügen.“

Und plötzlich fuhr es Moritz heraus: „Desto eher kann ich nämlich auch heiraten.“

„Ach so.“ Der andere lachte. „Na natürlich.“

Er besah sich im Spiegel: „Feiner Kerl! Denken Sie sich mal meine Braut daneben.“

„Ist sie hübsch?“ fragte Moritz.

„Schäfer!“ Barge lachte und kniff ein Auge zu: „So hübsch, daß gewisse Leute sie jeden Morgen anzuschern.“

Moritz faßte es nicht gleich. Er riß die Augen groß auf, dann wurde er leichenblau und zitterte am ganzen Leibe.

„Na, na,“ beruhigte ihn der Tischler. „Ist ja nichts dabei. Ich nehm's Ihnen nicht übel. Und die Greta auch nicht. Die ist ja die Liebe und

Freundlichkeit selbst. Wirklich, die hat mir ja gezeigt, ich soll zu Ihnen gehen, wegen dem Anzug. So nett und flehiger Mensch wären Sie.“ Er lacht. „Wer weiß, wenn ich nicht Vorhand hätte...“

Moritz versuchte zu lächeln.

„Mensch, was schneiden Sie denn für Gesichter? Der Tischler war plötzlich ernst. „Ist Ihnen das gut?“

„Nein.“ Moritz hielt sich am Tisch fest und stammelte mühsam. „Der Dunst vom Bügeln... die Hitze...“

„Ja, ja. Das hielt ich auch nicht aus. Na, wollen wir uns wieder umputzen.“ Er verschwand in der Kammer. Gleich darauf pffiff er wieder ein lustige Weise.

Moritz lag mit dem Kopf auf dem Tisch... p...

Kultur von Alpenpflanzen in Moos. Alpenpflanzen gedeihen nur zum Teil im Niederland. Gerade viele der schönsten sind so empfindlich, daß ihre Kultur in der Ebene äußerst schwierig ist. Die heiße Sonne des Flachlandes berichtigt die an Frische gewöhnten Pflanzen, und doch können gerade die schönsten Alpenblumen die Sonne nicht ertragen um ihre Pracht zu entfalten. An Empfindlichkeit sind sie den Orchideen zu vergleichen, deren Wurzeln ebenso leicht vertrocknen. Für die Kultur dieser letzteren Gewächse hat sich das Torfmoos (sphagnum) sehr vorteilhaft erwiesen. Jetzt macht H. Correbou in „La Nature“ darauf aufmerksam, daß er vor Jahren in Italien das Torfmoos auch in Verwendung für die Kultur von Alpenpflanzen gesehen und durch eigene Versuche den Wert dieser Kulturmethode erprobt hat. Durch seine Fähigkeit sich wie ein Schwamm voll Wasser zu saugen, gibt das Torfmoos den Wurzeln der in ihm kultivierten Pflanzen die Feuchtigkeit, deren sie bedürfen. Ferner ist ein Boden aus Torfmoos auch so locker und leicht, daß die Wurzeln in ihm ohne Schwierigkeit sich verbreiten können. Correbou sah im Jahre 1891 im botanischen Garten von Pavia die schönsten Alpenpflanzen, die zartesten Primeln, Soldanellen, Androsaceen, Arnica und andere blühen. Sie standen alle auf einer Mauer, die direkt der Mittagssonne ausgesetzt war. Die Mauer war mit einer Lage Torfmoos bedeckt, das mit Steinen eingefast war. In Genua sollen in einem Garten schon lange Alpenpflanzen in der vollen Mittelmeerzone auf kleinen Hügelchen von reinem sphagnum in Kultur gewesen sein. Correbou stellte nach diesem Vorbilde einen Versuch im Alpengarten zu Genf an, der speziell der Anzucht und Akklimation von Gebirgspflanzen dient. Am 20. März 1901 ließ er oben auf einer Mauer, die von 9 Uhr vormittags an den ganzen Tag von der Sonne beschienen wurde, einen ebenen Sims anbringen, auf der eine Anzahl Schüsseln mit trockenem Moos (frisches hatte er nicht zur Stelle) gesetzt wurden. In das Moos wurden die empfindlichsten Alpengewächse gepflanzt, und zwar solche von den verschiedensten Standorten: das Edelweiß und das helvetische Mannschädel, die Raftboden lieben, Saxifragaarten, Bergwohlverleih, die auf Silikatgestein wachsen. Es waren auch Pflanzen darunter, die wie das Alpenglöckchen (Soldanella alpina), Parnassia myosocensis und Astrantia minor an frischen, feuchten Orten stehen, und andererseits solche, die wie das Edelweiß, Mannschädel, die Alpen-Wucherblume, das Wohlverleih an trockenen Plätzen vorkommen. Man hätte also sehr verschiedene Ergebnisse für die einzelnen Pflanzen erwarten sollen. Inbes es zeigte sich kein Unterschied, alle gediehen gleich gut. Und sie gediehen ganz prächtig. Stumpfliche, schwächliche Pflanzen, die in das Moos gesetzt wurden, zeigten alsbald einen kraftstrotzenden Wuchs und setzten zahlreiche Blütenknospen an. Sie blühten auch in demselben Jahre, während es sonst, mit Ausnahme des Edelweiß, Correbou nicht gelungen war, die Pflanzen in Genf zur Blüte zu bringen. Im nächsten Jahre aber war der Blütenreichtum dieser im Moos kultivierten Alpenpflanzen ein ganz erstaunlicher. Nur einen Nachteil hat diese Methode. Die Pflanzen entwickelten sich so schnell und sie erschöpften sich darum bald. Man muß sie also öfters erneuern, aber das ist nicht schwer, da sie sich leicht durch Abzweigen vermehren lassen. Die Schüsseln, in die das Moos gelegt wurde, hatten 20 Zentimeter Durchmesser und waren 10 Zentimeter tief. In ihrem Boden waren an zwanzig Löcher; ein guter Wasserabzug ist notwendig. Die Kultur gelingt um so besser, je sonniger und wärmer der Sommer ist, während in frühen Gegenden und im maritimen Klima der Erfolg ausbleibt. —